

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ostern 1915.

Frühhaaldumfäumt die stillen Frühlingsweiden
Und eint sich glorienhaft zum Strahlenkranz;
Als wolle durch den Diermorgen schreiten
Der Heiland selbst im Auferstehungsglanz.

Die junge Erde lebt in heilsamen Schauern
Traumleise webt ein Netzen durch das All —
Der Heiland brach die festen Grabesmauern!
Hell von den Türmen ruft der Glocken Schall

Die große Siegestunde in die Lande:
Ihr sollt nicht hoffnungsarme Wege gehn; —
Der Hüft des Lebens kam vom Todesstrande
Und grüßt euch froh: es gibt ein Wiedersehn!

Das zittert gläubig durch das Frühlingwerden,
Das rauscht die Meerflut, die dein Liebste deckt —
Das dröhnt durch Schlachtenklänge. — Und rings auf Erden
Hat liegt der Feind die Fahnen aufgesteckt.

So grüße deinen Heiland voll Vertrauen, —
Und richte deine Klüfte joanewärts!
Einst gibt's ein Wiedersehn in ew'gen Frühlingsauen!
Zum halte Ostern, jages Menschenherz!

Sophie Nebel von Lürkheim.

Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In dieses Morden stießen die Regimenter Karls von Lothringen. „Weiter, Jan! Die schwedische Batterie dort drüben!“ Bergan? Und auf Kanonen? — Er zog seine Reiter im Schutz eines Wäldchens etwas höher hinauf und brach dann aus der Planke los. Drei, vier der langen, blanken Ungeheuer bekamen sie noch herum, aber ihre Schüsse waren die letzten Schreie der sterbenden Batterie.

Und weiter! Weiter!

Überall war schwedischer Rückzug, und wo die Werthschen Reiter zustießen, wurde er unsinnige Flucht. Kein Haufe wartete den Stoß ab. Wenn die Reiter ihr schreckschleuderndes „Werth — Werth!“ brüllten, flogen die Waffen zu Boden, und wer ein Gebüsch sah, lief hinein.

Aus einem Bauernhause knatterte es noch. Jan ließ absitzen und stürmen. Als die Torflügel brechend ineinanderfielen und Jan als erster zusprang, stieß er auf Horn — auf Horn, den Feldmarschall. Der hielt seinen Degen mit dem Griff abwärts und sagte mit heiserer Stimme:

„Es hat keinen Zweck mehr. Ich bin Euer Gefangener. Wer seid Ihr?“

Jan war fast um zwei Kopf kleiner als der General, aber er warf sich mächtig in die Brust und verneigte sich mit Anstand.

„Werth,“ sagte er, und um seinen Mund suchte es von niedergehaltener Freude.

„Ihr seid der Werth? Wolte lieber, ich hätte Euren Degen, als daß Ihr meinen habt.“

„Kriegslauf, Herr Feldmarschall,“ sagte Jan und ging stolz neben ihm her. Josef Maria stieg vom Gaul und ließ den Gefangenen aufsitzen. Dann ritten Jan und Horn langsam der Höhe zu, denn die Schlacht war aus.

Zwei Tage später war Dankgottesdienst in Rödlingen angefangen. Vor St. Georg standen Rad an Rad die eroberten schwedischen Geschütze aufgefahren. Sie umwogte die farbige Menge der Offiziere.

Der Kurfürst Maximilian, der soeben in einer blausilbernen Kalesche feierlich dahergefahren kam, stieg würdevoll aus, und als er Jan sah, der ein wenig abseits stand, winkte er ihn zu sich heran.

„Bleibt Bayern treu, Werth,“ sagte er und hob mahnend die Rechte, „eifert nicht Abdringhen nach, dem Gott gnädig sein möge. Und überhebt Euch nicht. Ich habe Euch zum General ernannt, aber Euer Uebercifer hätte auch leicht üble Folgen.“

In diesem Augenblicke kam rasch ein schlanker, großäugiger Jüngling heran, des Kaisers Sohn, Ferdinandus von Ungarn.

„Grüß Gott, lieber Werth!“ rief er laut, und im Ueberchwang umarmte er den krebervoten, kleinen Jan.

„Euch dankt die gemeinsame Sache den Sieg, Euch und dem Herrn Herzog von Lothringen. Liebwertter Bruder,“ rief er dem Herzog zu, „umarmt euch!“

„Haben's schon besorgt,“ lachte Karl.

Maximilian stand grämlich dabei.

„Dem Herzog von Lothringen sind die zweiundsechzig Fahnen in die Hand gekommen, die mein General Werth erobert hat,“ sagte er scharf.

„Zweiundachtzig! Kurfürstliche Gnaden. Die Frau Königin von Frankreich, der ich sie mit Werths Permission schide, wird weinen vor Freude.“

„Wieder eigenmächtig, der Werth,“ Inerte der Kurfürst und ging ohne ein Wort davon.

Die Dankmesse begann. Vor dem Altar stand der Feldproph, Josef Maria, und zelebrierte. Seine hohe, brokatumwallte Gestalt kniete und neigte sich und schritt mit fürstlichem Anstand.

Dann setzte die Orgel aus. Rasselnd erhoben sich die Massen der Krieger, die den gewaltigen Raum füllten, und standen wie eine Heerschar von Erzbildern. Lautlose Stille.

Josef Maria hob langsam die Arme, und bis in den fernsten Winkel der Gewölbe drang seine bebende, helle Stimme:

„Te deum lau —“

Bumm! Der erste Kanonenschuß verschlang, als könnte er die Zeit nicht erwarten, das Wort. Sofort stürzten die jubelnden Gesänge der Glocken aus den Türmen, die Orgel setzte mit urweltlichem Grollen ein und schwang sich in jubelnder Kadenz zu den Wölbungen, und die von Pulverqualem und Siegesgeschrei heiseren Kriegertehlen fielen ein:

„Te dominum confitemur,
Te aeternum Patrem
Omnis terra veneratur!“

Und wenn zwischen den einzelnen Versen für einen Augenblick der Gesang schwieg, schlugen die Stimmen der Glocken hinein und das Donnern der Kanonen.

„Gib Heil deinem Volk und segne dein Erbe.
Und regiere sie und erhöhe sie in Ewigkeit!“

Zan hatte seinen Schnurrbart zwischen den Zähnen, und er sah starr mit feuchten Augen geradeaus, auf José Maria, der am Altar kniete.

9. Kapitel.

„Es flimmern die Lampen im Hochzeitschloß“.

Von dem Donnerschlag des Sieges bei Nördlingen, der in ganz Europa widerhallte, drang kein Laut in die tote Einsamkeit des Klosters in der Himmelhochgasse zu Paris. Es gelang Griet nicht mehr, mit ihrer Heiterkeit und Zuversicht ein Lächeln auf das stets tränenfeuchte Gesicht Marie-Annes zu locken und Durante, der die Mädchen jetzt häufiger als früher heimsuchte, fand ein seltsames Wohlgefallen daran, durch hämische und boshafte Worte das Herz der jungen Gräfin Spaurte noch mehr zu verletzen. Er sah dann lächelnd und sah auf die großen Tropfen, die unaufhörlich den Augen Marie-Annes entfielen. Er wünschte sich die Möglichkeit, dieses reine und leidende Geschöpf noch tiefer zu verletzen, und dieser Wunsch wurde schließlich so stark in ihm, daß er kühl und mit Offenheit von der Liebe zu sprechen begann, die er für sie zu empfinden vorgab. Er hatte die Genugthuung, daß Marie-Anne zu beben begann; es schien ihm, daß er ein Vögelchen in der Hand halte und langsam und fest die Finger um den wehrlosen, zuckenden Körper schloße.

So trat er plötzlich hinter sie, packte mit wildem Griff ihre Arme und sagte mit heiserer Stimme:

„Du erregst mein Blut. Ich will dich in meinen Armen haben. Niemand kann dich retten aus diesen Mauern und vor den kalten und feuchten Armen des alten Jussac als ich. Hörst du? Niemand. Komm mit.“

Griet warf sich mit einem Schrei auf ihn; er stieß sie mit dem Fuße fort und zog Marie-Anne fester an sich. Die wußte nichts mehr von sich. Ein ungeheuerliches Entsetzen lähmte sie. Sein heißer Atem stach wie eine Flamme in ihren Naden.

„Ich will dich retten,“ leuchte Durante. „Ich nehme dich mit mir, irgendwohin auf ein Schloß — tief in der Einsamkeit bretonischer Steiden. Hörst du? Niemand hindert mich. Um den Kardinal ist Sturm. Heute hat man ihm die Kutschenfenster mit Knütteln zerschlagen.“

„Herr Durante, hab Erbarmen,“ rief Griet, „oder — ich ziehe die Klingel!“

„Nur zu, gnädige Frau Werth, und ich lasse dich von den Nonnen einsperren, Raße, verdamme!“

Marie-Anne sank von seiner Brust weg zu Boden. Er zog sie an den Armen zum Bett.

„Angefacht!“ rief er Griet zu, und als der leichte, ohnmächtige Leib auf den Decken lag, trat er dicht an Griet heran und sagte: „Morgen und den nächsten Tag ordne ich meine Geschäfte. Sag' es ihr. Aber am dritten Tage, in der Dämmerung, muß sie bereit sein: ich hole sie. Du wirst ihr das sagen!“

Damit ging er.

Am Abend hörten die Mädchen das Stimmengrollen erregter Menschenhaufen, das bis in die stille Himmelhochgasse drang. Einzelne Rufe schlugen gegen ihre Fenster: „Tod dem Kardinal!“ Man hörte Schüsse fallen. Was geschah? Was wollte man vom Kardinal? Empörte sich das Volk? Zerbrach man die Klöster? Wurden sie befreit?

Aber die Oberin, die noch spät am Abend in der Zelle der Mädchen erschien, berichtete, daß es sich nur um eine der häufigen Zusammenrottungen des Böbels handele, und die Mädchen waren zu sehr mit ihrem eigenen Geschick be-

schäftigt, so daß sie das Zittern in der Stimme der alten Nonne nicht wahrnahmen.

Später sprach Griet auf ihre Gefährtin ein, fest und zuversichtlich, wie es nach vorübergehender Entmutigung immer ihre Art war.

Sie sagte ihr, daß sie die Zurückkunft Durantes nicht abwarten dürfe und jetzt gleich einen Brief an den Kardinal schreiben müsse, in dem sie seine Werbung für Jussac annehme. Und sie redete ihr zu wie eine kluge Mutter. Jussac sei alt. Ihm liege es sicher nicht an ihrer Person, sondern nur an ihren Gütern. Sie werde standhaft genug sein, Zudringlichkeiten abzuwehren. Nur frei sein, die Arme regen dürfen, die unsichtbaren Ketten nicht mehr klirren hören! Wie leicht vermöchte man später sich Geldmittel zu verschaffen, um aus Frankreich zu fliehen. Das alles wäre möglich, wenn sie sich entschließen könnte — und das müßte sie — ein wenig Unterwerfung zu heucheln. Denn dann dürfte sie, Griet, bei ihr bleiben und raten, während Durante, wenn er sie entführte, nicht auch die Dienerin mitnehmen würde.

„Bist du erst frei, dann schicken wir Nachricht an Zan, und wenn er weiß, wo wir sind, rettet er uns ganz, glaube mir! Also frisch! Schreibe den Brief an den Balfisch, und ich nehm's auf mich, ihn sicher zu befördern!“

Marie-Anne schrieb den Brief. Griet gab ihn in der Frühe des nächsten Morgens offen der Aebtissin, indem sie ihr nicht verhehlte, welche Anträge Durante der Gräfin gestellt hatte. Die Nonne fand Gelegenheit, den Brief sofort bestellen zu lassen, und nun wartete man. Der Tag verging, ohne daß eine Antwort kam. Der Tag erschien, an dem Durante am Abend Marie-Anne entführen wollte. Und je mehr dieser Tag vorrückte desto höher stieg die Angst der Mädchen. Gegen Mittag setzte der Lärm des aufgeregten Volkes wieder ein. Ein starker Brandgeruch lag in der Luft, und man hörte in der Richtung der Tuilerien Salven fallen.

Hatte der Kardinal unter solchen Umständen Zeit, an die Gräfin zu denken?

Es wurde drei Uhr, vier Uhr, fünf Uhr. Die Mädchen lagen auf den Knien, und was sie beteten, war inbrünstiges Gestammel. Da hörten sie das Rollen eines Wagens in der Gasse. Er hielt vor dem Kloster. War's Durante oder Jussac, Verderben oder Rettung? Sie wagten nicht, sich von den Knien zu erheben. Ihre Glieder wurden fühllos und starr in der stundenlangen qualvollen Erwartung. Endlich hörten sie Schritte. Die Aebtissin trat herein, schneller als sonst, und rief:

„Kommt, meine Kinder, schnell!“

„Jussac?“ fragte Griet.

„Ja, Jussac! Kommt in die Kapelle, es ist alles bereit!“ Die Aebtissin und Griet führten die bebende Marie-Anne die Treppen herab.

Sie sah den nicht, dem sie angetraut wurde; sie gewahrte von der kurzen Zeremonie nichts. Sie sah plötzlich im Wagen und wußte nur dies eine: Ich bin frei!

Am Ausgange der Gasse kam ihnen ein anderer Wagen entgegen, fast berührten sich die Räder. Marie-Anne sah einen Augenblick lang in Durantes sahles, wütendes Gesicht, dann waren Menschenmassen um sie, die schrieten und sangen; sie hörten die Schüsse deutlicher.

Jussac sagte leise zu ihr:

„Fürchtet Euch nicht, wir kommen hindurch.“

Nach einer Weile strich Waldluft kühl und stark durch die offenen Wagenfenster. Sie richtete zum erstenmal das Wort an ihren Begleiter, der ihr sagte war:

„Wo sind wir?“

„Im Walde von Vincennes. Wenn der Morgen graut, seid ihr auf eigenem Boden.“

Da sagte sie aus tiefstem Herzen:

„Gott sei Dank.“

(Fortsetzung folgt.)

Selige Ostern.

Skizze von S. v. Mahlenfels.

Sie war die Älteste von sechs Töchtern des Pfarrers Helmschild; sie lebten froh und friedlich, aber ein wenig armselig in der kleinen Garnisonstadt, in der Pfarrer Helmschild seit einem Duzend Jahren angestellt war.

Die Mutter war eine verbrauchte kleine Frau, die sich vom stumpfen Alltag des Lebens hatte brechen lassen, aber der Pfarrer selbst war ein starker, sonnlaer, selbstbewußter Mann, dem man

es nicht ansah, daß die tausend kleinen und großen Sorgen und Läden, die eine überreiche Familie bei knappen Geldmitteln mit sich bringt, sich auch an ihn heranzogten. Er liebte seine Mädels und war stolz auf sie; sie wirkten schon ihren Platz im Leben finden, denn sie hatten natürlichen Verstand und gute Anpassungsfähigkeit.

Marianne war achtzehn Jahre alt geworden, und sie war sehr nach dem Vater geraten, hatte seine schöne, stolze Gestalt und das leuchtende Antlitz und hatte vor allem das heitere, sonnige und dabei selbstbewusste Wesen des Vaters geerbt.

Ein einziges Mal war sie zum Ball gegangen, und dort hatte sie einen Verehrer gefunden, um den die ganze kleine Stadt sie beneidete; denn es war der flotteste Kavallerieoffizier aus dem Regiment, der die junge Pfarrestochter auszeichnete.

Die ängstliche Mutter zitterte, als sie davon hörte. Solche Herren spielen natürlich nur mit den einfachen Bürgerstöckern, bringen sie rücksichtslos ins Gerede der Leute und lassen sie dann wieder fahren.

Sie ging weinend zu ihrem Mann und teilte ihm ihre Angst mit, aber der lächelte und tröstete sie.

„Unsere Marianne ist ein hübsches kluges Mädchen! Warum soll der junge Mensch nicht ehrliche Absichten haben?“ sagte er in seinem frohen Optimismus — aber die Frau rief ganz entsetzt aus:

„Das kannst du doch selbst nicht glauben, daß ein adeliger Dragoneroffizier eine Pfarrestochter heiraten wird, die so arm ist, daß sie ihm nicht einmal eine Luststeuer mitbringen kann?“

Der Pfarrer ludte die Achseln.

„Es hat schon Fürsten gegeben, die Bürgerstöcker heirateten!“ erwiderte er, nahm sich jedoch vor, mit dem Mädchen zu sprechen, damit sie sich keine dummen Gedanken in den Kopf setzte.

Merkwürdig, er, dem sonst eine so große Rednergabe zu Gebote stand, konnte für diese einfache Sache nicht die rechten Worte finden, und so unterließ er, mit seiner Marianne zu sprechen und gestattete trotz der Einwendungen seiner Frau, daß sie mit dem jungen Menschen bisweilen zusammentraf.

Die junge, heitere Marianne ging in dieser Zeit wie auf Wolken: ihre Augen leuchteten in einem fast überirdischen Glanz. Sie fühlte sich geliebt und hatte eine grenzenlose Ehrfurcht vor sich selbst bekommen. Wie etwas Heiliges, Beweihrtes erschien sie sich, und der Alltag, der sich um sie her abspielte, berührte sie überhaupt nicht mehr.

Sie fragte sich nicht, wie andere Mädchen das vielleicht getan haben würden: „Wird er mich heiraten?“ — Nein, sie wollte nichts weiter als diese tiefe Verehrung, diese süße, beglückende Anbetung.

Der Winter verging und die Mutter fing ganz leise an, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß ihr schönes Kind doch vielleicht ein ganz besonderes Glück haben konnte.

Vorsichtig und diplomatisch, wie jede Mutter es in diesem Falle zu sein pflegt, suchte sie die Tochter auszuforschen, ohne zu irgend einem Resultat zu kommen. Ihre Marianne war von Kind auf ein seltsames Geschöpf gewesen, mit dem eine klare Aussprache nicht gut möglich war; jetzt aber war sie durch eine tiefe Klust von der Mutter getrennt, und die ängstliche kleine Frau geriet in schwere, tiefe Erregung, denn die Liebe zu ihren Kindern war echt und groß, und sie wollte nicht, daß mit den Herzen der armen Mädchen gespielt würde.

Im Frühling kam Marianne zu einer Verwandten in die Stadt, und das geschah auf den Willen des Pfarrers selbst. „Eine Trennung“, sagte er sich, „wird beiden Teilen vielleicht mehr Klarheit verschaffen!“

Der junge Dragoneroffizier war bestürzt, als er von Mariannes Reise erfuhr; er erbat sich vom Vater die Adresse und schrieb lange Briefe, schrieb Briefe, die das Gemüt des Mädchens tief erregten — aber von einem Zukunftsgedanken war nichts darin zu lesen.

Im Juli kam Marianne zurück, sah sehr zart und darum vielleicht noch schöner aus als früher, und der junge Mann mit dem stolzen Namen war hingerissen von ihrer Schönheit.

Sie sahen sich auf einem Gartenfest; sie gerieten auf eine dunklen Weg, und er küßte sie und sagte: „Ich liebe dich über alles in der Welt!“

Von da an wußte Marianne, daß ihr Leben für ewig mit dem jungen Offiziers vereint sein würde. Sie dachte weder an eine Verlobung noch an eine Heirat... nur, daß er für ewig lieben würde, dachte sie und versank in einen Rausch von Seligkeit, aus dem sie erst erwachte, als das Große, Gewaltige in die Welt kam, als jeder sein eigenes Schicksal vergaß, und sich nur noch als ein Glied in der großen Allgemeinheit fühlte.

Der junge Dragoneroffizier zog als einer der ersten in den Krieg; er hatte das Mädchen, das er liebte, gar nicht wieder gesehen, so schnell war alles in diesen zwei Tagen, die dem Ausrücken vorangingen, an ihm vorbeigerast.

Aber sowie er im Zug saß, kam das heisse Erinnern über ihn, und auf einer Karte schrieb er ihr den Abschiedsgruß. „Versah mich nicht. Es gibt ein Wiedersehen für uns: vielleicht bald, vielleicht in langer Zeit. Aber einmal wird es sein... Hoffen wir im Frühling!“

Bevor diese Karte in Mariannes Besitz gelangte, ging sie erst

durch des Pfarrers und dann durch der Mutter Hand, und eine ängstliche Beratung fand statt.

Sollte man dem Kinde nicht besser diese Anruhe ersparen? Sollte man eine Hoffnung in ihr wachhalten, die so wenig Aussicht auf Erfüllung hatte?

Die Mutter wollte die Karte verschließen, der Vater aber rief sich Mariannen herbei.

„Da nimm und lies und sei stark — niemand hat jezt das Recht, allzuviel ans eigene Schicksal zu denken. Ich kenne ihn nicht genügend, um zu wissen, ob seine Liebe wahr und tief ist. Auch kann ja der Fall eintreten, daß er nicht wiederkehrt. Ich bitte dich also — sei groß und stark und suche mit dir selbst fertig zu werden, ohne deine Umgebung unter dem, was in dir vorgeht, leiden zu lassen!“

Marianne beugte sich über des Vaters Hand, und der küßte ihr die Stirn. „Mein gutes, liebes Kind!“ sagte er weich und Marianne ging in ihr Zimmer, weinte lang und schmerzlich; aber damit war dann auch ihre Fassungslosigkeit vorüber, und sie blieb das liebe, sonnige Glied der Familie, das sie immer gewesen.

„Im Frühling!“ Das Wort lebte in ihr. Oft in ihren Träumen hörte sie die Osterglocken läuten, sah blaue Veilchen in ihres Vaters Garten — sah und fühlte die Sonne, die warm und mild auf die kleine versteckte Gartenveranda schien — und in einem Winkel der Veranda sah sie ihn sitzen und hörte ihn sprechen, und ein goldener Ring blühte an ihrem Finger.

Bis zum Frühling — das war eine lange, schwere Wartezeit, in der die langen graufigen Verlustfüllen Angst und Hoffnung brachten. Hier und da klaterte ein liebes Rädchen zu ihr ins Haus. Aber die Grüße wurden seltener, und schließlich blieben sie ganz aus.

So kam eine neue Qual für Marianne. Die Wochen schlichen dahin unter den enttäuschten, schmerzlichen Augen der Mutter, und in Mariannes Kopf jagten sich wehe, schmerzliche Gedanken. Am Abend, wenn sie zu Bett ging, war ihr, als sei es eine Sünde, in warmen Kissen zu liegen, und oft in der Nacht sprang sie auf — holte seine Briefe, sah auf das Bild, das er ihr geschenkt, und ihre Hände falteten sich und ihre Lippen beteten: „Lieber Gott — laß das Entsetzliche nicht eintreffen. Erhalte ihn mir — laß ihn mir. Ich kann nicht ohne ihn leben!“

Sie hatte gar nicht gewußt, wie tief, wie unfaßbar heiß sie ihn liebte; erst jezt, da die große Angst um ihn wach geworden, fühlte sie, daß ihr Leben nutzlos werden würde, wenn er nicht zurückkehrte.

Im Garten begannen die ersten Veilchen zu blühen; milde Räfte gingen durchs Land. Noch konnte man auf keinen Frieden hoffen, aber eine frohe Frühlingsahnung zog doch in die Herzen der Menschen ein.

Still und ernst schritt Marianne durch den Garten, bückte sich hin und wieder oder blieb sinnend stehen und schaute ins Weite. Da kamen Schritte hinter ihr — schnelle Schritte. Sie wandte sich um.

„Vater, du?“ und das Herz begann heiß zu klopfen. Der Vater hatte etwas für sie; in des Vaters Gesicht lag eine große Neuigkeit.

„Marianne, mein Kind!“ und seine Augen leuchteten, und um seinen Mund spielte ein halb frohes, halb schmerzliches Lächeln. Er trug einen Brief in der Hand — einen mit Bleistift geschriebenen Brief, und als Marianne die Schriftzüge erkannte, mußte sie sich an des Vaters Schulter lehnen.

„Er ist krank — sehr krank?“

Der Vater schlang den Arm um sie.

„Ja krank — Kind. Und müd und schwach und trostbedürftig und möchte ein wenig Sonne um sich haben. Und um diese Sonne bittet er mich. In meiner Hand soll es liegen, ihm diese Sonne zu geben!“

Sie las, und die Tränen strömten ihr heiß aus den Augen.

„Vater — und Du erlaubst es? Du läßt mich zu ihm fahren?“

Der Pfarrer lächelte. „Soll ich's nicht tun?“

Trotz der Einwendungen der besorgten Mutter sahen sie drei Tage später im Zug, Argentinwo am Rhein lag er in einem Lazarett und sah sehr bleich, sehr ernst und leidend aus. Aber die matten Augen strahlten aus, und ins weiße Gesicht stieg eine heiße Blutwelle, als das liebe Mädchen, das ihn während all dieser schweren Monate begleitet hatte, ins Zimmer trat, vor dem Bett niederkam und das weinende Gesicht an seine Brust schmiegte.

„Auf den Frühling wollten wir hoffen, Marianne!“ sagte er leise; „aber noch ist es nicht Frühling!“

Nein, es war noch nicht Frühling, und sowohl draußen in der Natur wie drin im stillen Lazarettzimmer folgten schlimme, bange Tage. Aber wenn es auch noch nicht Frühling war, so hatte der Winter doch seine Nacht verloren, und seit bei dem armen Kranken beständig die liebe Sonne weilte, konnten Fieber und Schmerzen nicht mehr verheerend wirken.

„Daß du an mich geglaubt — bist du nie irre an mir geworden, Marianne?“ fragte er, als er fühlte, daß die Gensung nahe war, und sie barg den Kopf an seiner Schulter und sagte leise: „Die Mutter war so flehentlich!“

Da erst erinnerte er sich der armen kleinen Frau, die so gar nicht der schönen stolzen Tochter glich, und er lächelte.

„Daher steht vor der Tür, Marianne, und ich glaube, der Arzt würde die Reise erlauben!“ Da lächelte sie auf und schlang ihm

die Arme um den Hals. „Immer hab ich von einem seligen Osterfest geträumt, Liebster!“

Und gerade als am Vorabend des Feiertags die Osterglocken läuteten, hielten sie den Einzug ins liebe Pastorenhaus, und die Pastorerin weinte laut auf und schämte sich und ward heiß und rot vor Berlegenheit, als der vornehme Offizier ihre Hand an seine Lippen zog und sagte: „Mutter — Vater — das ist ein frohes, seliges Osterfest!“

Das Ei im Rätsel.

Das Ei spielt im Reiche des Rätsels keine kleine Rolle. Augenblicklich, da die Welt trotz des Krieges um unserer Kinder willen doch wieder im Zeichen des Eies steht, ist es ganz fesselnd, einige der nettesten Umschreibungen dieses östlichen Dinges miteinander zu vergleichen, das bald als „Eimer ohne Reif“, als „Faß ohne Spund“, bald als „Fäßchen mit zweierlei Bier“, oder — in Catalonien — als „Keines weißes Faß, das sich öffnet, aber nicht schließt“, bezeichnet wird. Wenn schildert das Rätsel es auch als ein kleines Klosterlein oder Häuschen:

„Es ist ein kleines Klosterlein,
Geht weder Tür noch Fenster 'nein,
Und wächst doch Fleisch und Wein darin,
Davon hat mancher guten Gewinn.“

Ober:

„Ich weiß ein kleines, weißes Haus,
Hat nichts von Fenstern, Türen, Toren,
Und will der keine Wirt heraus,
So muß er erst die Wand durchbohren.“

Auf die „Verschlossenheit“ des Eies spielt auch das hübsche Rätselwort „Daus voll Essen — Tür vergessen!“ an. Aber nicht weniger charakteristisch ist seine große Zerbrechlichkeit, auf die folgende Rätsel Bezug nehmen:

„Weiß wer? ich's auf's Dach
Und geld kommt's wieder herunter.“

Ober:

„Es liegt etwas auf der Bank,
Wenn's herunterfällt, ist's krank.“

Das gelbe Dotter im wei en Ei wird vom Rätsel gern als gelbe Blume, manchmal auch als goldene Uhr umschrieben:

„Eine gelbe Blume, wer sie will pflücken,
Der schlage den weißen Berg in Stücken.“

Die Auffassung des runden Eies als eines weißen Perges trug ihm im Rätsel die Benennung „Wittenberg“ ein, wie es auch „die Stadt Weissenau“ genannt wird. So lauten zwei sehr bekannte Ei-Rätsel:

„In der Stadt Weissenau
Blüht ein gelbes Blümchen,
Und wer das Blümchen will haben,
Der muß ganz Weissenau zerschlagen.“

Ober:

„Zu Wittenberg im Dom
Da blüht eine gelbe Blum',
Und wer die gelbe Blum' will haben,
Der muß den ganzen Dom zerschlagen.“

Nach der Meinung des Germanisten Wilhelm Mannhardt hat die volksetymologische Anspielung auf die Stadt Wittenberg überhaupt das sinnreiche Bild des Domes für die Wölbung des Eies erzeugt. Später wurden auch andere Städte, die Dome haben, zu diesem Rätsel verwandt. In landschaftlicher Anpassung bekennt es denn je nachdem: „Zu Halberstadt im Dome“, „Zu Köllen in dem Dome“, „In Magdeburger Dom“ ist.

Ein hübsches Ei-Rätsel ist auch das folgende, das von dem unausgebrüteten und dem ausgebrüteten Ei handelt:

„Es geht nicht, es sieht nicht,
Es kriecht nicht, es beläst nicht,
Aber wenn ich will,
Dann geht es, dann sieht es,
Dann kriecht es, dann beläst es.“

Eine kleine Spitzfindigkeit steckt hingegen in der Aufgabe: „Es kommt ein Fäßchen aus Holland (oder England) getrieben, mit zweierlei Bier darin.“ Die Lösung heißt nicht etwa nur „Ei“, sondern „Ein faules Ei“ — denn nur ein solches schwimmt! Unser „Holland“ und „England“ ist der als ein „hohles“ oder „enges“ Land aufgefaßte Welt des Puhnes verstanden. Aus manchen Fassungen wie „Es kommt ein Löwchen aus einem engen Land“ ist dies noch klar ersichtlich.

Dermisertes.

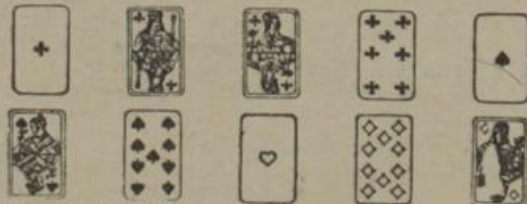
* Ostererzählen in Feindesland. Wie in Deutsch-Französischen Kriegen die deutschen Truppen das Weltmächtsfest in echt deutscher Weise gefeiert hätten, so wurde auch von denjenigen, die noch das Osterfest dort erlebten, dies in vollkommener Weise bezeugt. Ende August 1870 hatte die Kavallerie-Division, welche unter Befehl des Großherzogs von Mecklenburg gerufen hatte, den Befehl erhalten, nach Frankreich zu gehen. Diese Division

hatte mannigfache Kämpfe mitgemacht, hatte insbesondere gegen die Mobilgardien gekämpft, und war bereits im Begriff, nachdem Paris kapituliert und die Friedensverhandlungen begonnen hatten, nach Deutschland zurückzukehren, als der Kommuneaufstand in Paris ausgebrochen war. Da erhielt die Division den Befehl, noch auf Frankreichs Boden bis zur Niederwerfung des Aufstandes zu bleiben. Die Division quartierte in Souville und in der Umgegend. So kam Ostern heran; die Offiziere bereiteten den Mannschaften ein reiches Osterfest. Am Ostermontag war kirchliche Feier, am Ostermontag wurden in einem Gehölz für die Mannen Eier, Zigaretten, auch Geld versteckt. Sie amüsierten sich bei dem Suchen wie die Kinder,“ so berichtet einer der Offiziere. „Schließlich kam es noch zu einem drolligen Disputo. Der Rittmeister N. behauptete, noch mehr versteckt zu haben, als gefunden worden war. Es konnte aber nicht festgestellt werden, wo alles versteckt gewesen, was die Leute gekunden hatten. Und es ging ein Suchen von neuem los, bis wir noch eine Extraprämie ausbezogen für den Finder, damit endlich der pedantische Rittmeister befriedigt werde. Es kam dann auch einer, der die verstreuten Gulden wirklich gefunden haben wollte, aber es bleibe dahingestellt, ob dieser Finder ein ehrlicher Finder gewesen, oder ob er nicht vielmehr nur, um dem Suchen ein Ende zu machen und die Prämie zu gewinnen, den Hund vorgab. Jedenfalls trug auch dies noch zum Vergnügen bei.“

* Der Telephonreform der Vereinigten Staaten. Ein telephonischer Reform ist in den Vereinigten Staaten aufgestellt worden, indem vor kurzem zum ersten Male ein Telephongespräch zwischen New York und San Francisco stattfand auf eine Entfernung von 5792 Kilometern. Die Telephonverbindung New York—San Francisco bedeutet die Krönung der Telephonanlage durch die Vereinigten Staaten, die vor 39 Jahren in einem bescheidenen Zimmer zu Boston ihre winzigen Anfänge erlebt hat. Damals sprach Graham Bell zu seinem Mitarbeiter Watson, der sich in einer benachbarten Daus befand, und es waren armelige 30 Meter Draht, die bei diesem ersten Telephongespräch 1876 verwendet wurden. Eine Woche später sprach Graham Bell wieder durch das Telephon mit Watson, aber diesmal war er in New York und eine gewaltige Strecke lag bereits zwischen beiden. Die heute durch die Verbindung von New York und San Francisco vollendete Telephonlinie durch ganz Amerika hat sich in eiligen Fortschritten immer weiter ausgedehnt. Seit 1893 telephonierte man von New York nach Chicago auf eine Entfernung von 1448 Kilometern; im Jahre 1911 erreichte die Linie Denver am Fuß der Rocky Mountains und damit eine Entfernung von 3379 Km.; zwei Jahre später war Salt Lake-City auf eine Entfernung von 4183 Kilometern mit New York verbunden. Diese Fortschritte wurden durch die Verbesserung der Linie selbst, vor allem aber durch die Vervollständigung der telephonischen Apparate erreicht. Das größte Hindernis bestand in dem Widerstand, der bei einer so gewaltigen Länge des Drahtes dem Durchgang der schwachen elektrischen Ströme entgegengesetzt war, die beim Telephon verwendet werden. Um die Verbindung mit San Francisco durchzuführen, hat man diese Schwierigkeit gehoben durch die Anlehnung von drei „Relais“ eines neuen Systems in Pittsburg, Omaha und Salt Lake-City, durch die die notwendige Verstärkung der elektrischen Kraft erfolgt. Die transkontinentale Telephonlinie der Vereinigten Staaten umfaßt die Kurzstrecken, die zu zwei Gruppen vereinigt sind, von denen die eine der Abgabe, die andere der Rückkehr des Stromes dient. Das Gesamtgewicht der Drähte beläuft sich auf 2687 680 Kg. und es sind nicht weniger als 130 000 Telegraphenstangen notwendig, um den Strom von New York nach San Francisco zu leiten.

Stat-Aufgabe.

Vorhand tourniert, da Mittel- und Hinterhand passen, mit folgenden Karten:



Sie wendet Treff-Bube und sagt nun Grand an. Durch das zweite, noch gesunde Blatt gestaltet sich das Spiel derart günstig, daß die Gegner Schnelder werden. — Welches Blatt war dies, was drückte Vorhand, wie sahen die übrigen Karten und wie verlief das Spiel? (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:

Der Mensch kann nichts Höheres erstreben
Im Kampfe mit Sorge und Not,
Als ein gutes Gewissen im Leben
Und einen guten Namen im Tod.

Wodensteb.